

Schweizer Volkskunde vor 100 Jahren : Glockensprache

Autor(en): **Müske, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari**

Band (Jahr): **103 (2013)**

Heft [3]

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1003826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Volkskunde vor 100 Jahren

Glockensprache

In unserem Korrespondenzblatt findet sich 1913 eine Zuschrift von Pfarrer E. Niggli, Grenchen, zur «Glockensprache»:

«In Altreu spricht die Glocke: «Schäm di, schäm di, schäm di!» Die Glocke beklagt sich ihrer Kleinheit wegen und schuldigt zugleich die Bürgerschaft des verloren gegangenen Stadtrechtes wegen an. Altreu war im Mittelalter eine Stadt. (...) In Bellach: «Belch will nit, Belch will nit (am Schlusse des Geläutes) lutherisch werde.» Bezieht sich auf die Reformationszeit. (...) In Staad in der Pfarrei Grenchen: «Melch, melch, melch.» Staad besitzt sehr starke Viehzucht. Die Morgen- und Abendglocke gibt das Zeichen zum Melken.»¹

Niggli antwortet hier auf einen Beitrag von John Meier aus dem Vorjahr, in dem dieser schon das Besondere der Glockensprache konzeptionell skizziert und einige Beispiele gegeben hatte:

«Für das Volk und sein Lied giebt es in der Welt nichts Totes; alle Dinge, die den Menschen umgeben, beseelt es und giebt ihnen Leben: den Pflanzen und Tieren, den Steinen und den Himmelskörpern. (...) So hört das Volk auch aus den Tönen der Glocken, die als Individuen schon durch die ihnen gegebenen Namen wirken, überall eine bestimmte Sprache heraus, feststehende Rufe, die sie an die Menschen ergehen lassen. Wenn z. B. in Zürich und in St. Margarethen bei Basel die Glocken zur Hochzeit läuten, so rufen sie:

1. Glocke (hoch): Wo wit hi, wo wit hi?
 2. Glocke (tief): im Unglück zue, im Unglück zue.
 3. Glocke (tiefer): Wie lang, wie lang?
- Alle drei: Mi Lebe lang, mi Lebe lang.
(St. Margarethen b. Basel.)

Die kleinste: Iez gat's Elen an, iez gat's Elend an.
Die mittlere: Wie lang? Wie lang? Wie lang?
Die große: Dins Leben lang, Dins Leben lang!
(Zürich-Stadt.)

(...) In Stein am Rhein fragt von den Rathausglocken, wenn sie zur Sitzung läuten, die kleinere:

Sind d'Lumpen all da?,

die grössere antwortet:

Bin Eim! Bin eim! (Bis auf einen.)»²

Während Niggli und Schild eher politisch-soziale Bedeutungen von Glockenklängen betonen, untersucht Meier Geläute vor allem im Zusam-

¹ SVk 3 (1913) 6, S. 44–45. Niggli gibt als Quellenangabe Franz Joseph Schild an: *Dr Großätti usem Leberberg*. Gesamtausgabe, III. Bd. Grenchen 1873, S. 37 und 231. Schild war im 19. Jahrhundert als Arzt und Altertumsforscher «bei seinem Suchen nach mundartlichen Ausdrücken bald auf eine Menge von eigenthümlichen Redensarten, Vorstellungen etc.» (ebd., Vorwort, S. V) gestossen, die u.a. im Idiotikon publiziert sind.

² Meier, John: Glockensprache. In: SVk 2 (1912) 4, S. 29–31, hier S. 29 f.

menhang mit dem Brauchtum im Lebenslauf. Interessanterweise gibt es ja ironische Parallelen im Umgang mit der Verehelichung heutzutage: Deuten sich in den Junggesellenabschieden mit ans Bein geketteten Holzklötzen nicht gewisse Ähnlichkeiten der Reflexion an? Leider erfährt man in den Texten nichts über die Verbreitung des Klangwissens in der Bevölkerung – anlässlich der diesjährigen Exkursion nach Stein am Rhein wurden jedenfalls keine der erwähnten Wissensbestände bekannt.

Hier soll allerdings eine andere Frage angesprochen werden, deren ausführliche Untersuchung noch aussteht und worauf die erwähnten Belege hinweisen: verstreut vorliegende Untersuchungen zur Klangwelt. Offenbar gab es in der frühen Volkskunde mit ihren Suchbewegungen vereinzelt noch Raum für Fragestellungen zur volkskulturellen sinnlichen Wahrnehmung. So hatte Otto von Greyerz (der Herausgeber des *Röseligarte*) in seiner Studie über *Das alte Guggisberger Lied* noch über die Textanalyse hinausgehend explizit auch klangliche Aspekte des Liedes erörtert:

«Sicher wird sich niemand der stillen Gewalt ganz entziehen können, die diese altertümliche, ernste Moll-Weise jedesmal ausübt (...) Scheu und zögernd löst sich aus der Tiefe der Verschwiegenheit die sehnsüchtige Klage und scheint gleich wieder in sich selbst zurückkehren zu wollen. Doch in der Wiederholung des ersten Satzes schöpft sie den Mut zum Aufschwung und bricht dann in der höchsten, lang angehaltenen Note auf dem Worte «uf Ärde» leidenschaftlich aus, um aber sogleich wieder abzuschwellen, gemässigt und gelassen zu verklingen.»³

«Leidenschaftliche» und sinnliche Aspekte der Volkskultur wurden im Zuge der Akademisierung des Fachs bald verbannt, wie Regina Bendix schreibt: «Eine zunehmend positivistisch gefärbte Wissenschaftsgemeinde dagegen nahm auch zunehmend Abstand von Wörtern wie Empfindsamkeit, die man mit dem rührseligen Überschwang der Romantik verband.»⁴ Dies gilt auch für John Meier und die Volksliedforschung allgemein, die sich in ihrem Sammeleifer bald ganz der Textsammlung und -analyse widmete und die Klänge unberücksichtigt liess. Glocken bilden hier eine gewisse Ausnahme, denn sie hatten und haben einen grossen symbolischen Gehalt, der sich in den Geläuten im Jahreslauf und zu anderen Anlässen zeigt. Populäre Radiosendungen wie «Glocken der Heimat» weisen auf ihr identitäres Potenzial hin.⁵ Glockenklänge bilden ein «traditionelles» Element der Lebenswelt, wie auch in der Rechtsprechung (unter Zuhilfenahme kulturhistorischer Literatur) argumentiert wird:⁶ es nimmt sich gar ein eigenes Forschungsfeld, die Campanologie, den verschiedenen Glocken-Belangen an.

So nimmt es nicht Wunder, dass ihre Klänge immer wieder zum Gegenstand von gesellschaftlichen Verhandlungen um bestimmte kulturelle Werte wur-

³ Greyerz, Otto von: *Das alte Guggisberger Lied*. In: SAVk 16 (1912), S. 193–213, hier S. 195.

⁴ Bendix, Regina: *Was über das Auge hinausgeht: zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung*. In: SAVk 102 (2006) 1, S. 71–84, hier S. 74.

⁵ SRF, *Glocken der Heimat*, URL: <http://www.srf.ch/sendungen/glocken-der-heimat> (Stand: 11.11.2013).

⁶ Eine anregende Lektüre bildet etwa der vielzitierte Bundesgerichtsentscheid von 1999 zum Frühläuten, URL: http://www.laerm.ch/dokumente/rechtsprechung/BGE_1A_73_1999_Kirchenglocken.pdf (Stand: 11.11.2013).

den, wie sich in den Auseinandersetzungen um das Endläuten um das Jahr 1970 zeigt, die auch in der Volkskunde ihren Niederschlag fanden. Den Disput fasst Arnold Niederer in der Frage zusammen: «Diskriminierung durch Kirchenglocken?»⁷ In dieser Zeit fielen zwei Umstände zusammen: Zum einen fand seit den 1950er/60er Jahren in den Gemeinden zunehmend ein Wandel der Läuttechnik statt – automatische Geläute statt der älteren Handgeläute. Zum anderen bestimmten neue soziale Strömungen wie die Emanzipationsbewegung zunehmend auch politisch-gesellschaftliche Debatten (Gleichberechtigung, Frauenwahlrecht). Im Zuge der Automatisierung der Geläute wurden die Läutordnungen revidiert, denn nun konnten bestimmte ältere Läuttechniken nicht mehr ausgeführt werden, etwa das Klenken, bei dem der Klöppel per Hand nur gegen eine Glockenseite geschlagen wurde. Bürger/innen stellten die überkommenen Läutweisen infrage, denn bisher war es oft so, dass am Glockenläuten erkennbar war, ob ein Mann oder eine Frau gestorben war, indem (für die Frauen) eine kleinere Glocke oder eine kürzere Zeit geläutet wurde.

Die Untersuchung der Glockensprache ändert sich in der volkskundlichen Forschung. In den frühen Studien sprachen die Glocken noch für sich selbst, die Bedeutungen ihrer Klänge wurden von der Volkskunde aus literarischen Quellen unhinterfragt und «aus zweiter Hand» übernommen. Die empirisch ausgerichtete Volkskunde der 1970er-Jahre untersuchte hingegen Glockenklänge auf der Grundlage von Befragungen. Dadurch wurden die Klangbedeutungen nicht nur dokumentiert, sondern auch erforscht, ob und wie die Klänge in der Lebenswelt verbreitet waren.

Die Klangbedeutungen der Glocken untersucht hat auch der französische Kulturhistoriker Alain Corbin in seiner berühmten Untersuchung *Die Sprache der Glocken*.⁸ Hier erscheinen die Klänge der Glocken im 19. Jahrhundert als Klangchiffren für religiöse Werte, die mit der Säkularisation im Zuge der Revolution infrage gestellt wurden, was in einigen Orten in Frankreich zu gesellschaftlichen Konflikten führte. Mittlerweile ist die Berücksichtigung nicht-visueller Elemente und sinnlicher Phänomene in der Lebenswelt ein breites Forschungsgebiet geworden, für welches Corbins Studie als ein Gründungsdokument gilt. Auch die volkskundlichen Kulturwissenschaften knüpfen zunehmend (wieder) an die Thematik an, mit einer Veränderung des Fokus von der beseelten Dingwelt zu einer *cultural anthropology of the senses* resp. *sensory anthropology*. Warum also, bei aller gebotenen disziplinären und interdisziplinären Modernisierung, nicht auch mal in der eigenen Fachgeschichte nachschauen, an welche weiteren Funde im Zusammenhang mit nicht-visuellen Erfahrungen sich anknüpfen liesse?

Johannes Müske
johannes.mueske@uzh.ch

⁷ Vgl. zu den Details: Niederer, Arnold: Eine neue Enquête: Diskriminierung durch Kirchenglocken? In: SVk 61 (1971) 1, S. 11–13; Ders.: Diskriminierung durch Kirchenglocken? In: SVk 62 (1972) 4, S. 68–76.

⁸ Corbin, Alain: Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlskultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1995.